

Nation und Nationalmannschaft (II): Die Eidgenossen und die Gräben der Gegenwart

Elf Schweizer sollt ihr sein

Das EM-Team vermittelt den Eindruck, hier spielten alle Kulturen perfekt zusammen – die Wahrheit aber liegt nicht immer auf dem Platz

Von Holger Gertz

Zürich/Udine, im Mai – Andrew Katumba ist Politiker, Politiker in Zürich, seit 2006 sitzt er für die Sozialdemokratische Partei im Gemeinderat der Stadt. Eigentlich wäre das seine Zeit im Moment, ein Politiker wie er könnte versuchen, sich irgendwie dranzuhängen an die Stimmung, die sich aufzubauen beginnt. Ein Fußballturnier, das daheim ausgetragen wird, auch hier in Zürich, ist längst nicht mehr nur ein Sportereignis, von einem Fußballturnier soll eine Art Botschaft ausgehen, gesellschaftlich, politisch. Zürichs Stadtpräsident Elmar Ledergerber hat gerade im Museum für moderne Kunst eine Fußbaustellung eröffnet und dabei selbst versucht, ein paar Bälle zu treten, was ihm nicht immer gelang. Er sah fast so aus wie Edmund Stoiber früher, der einmal, als er auf die Torwand zielte, den Ball einer herumstehenden Frau ins Gesicht gezimmt hat. Ledergerber ist immer da, wo es um Fußball geht, für eine EM-Broschüre der Stadt hat er sich im Stadion fotografieren lassen. Politiker vertrauen darauf, dass die meisten Wähler Fußball mögen. Dann wählen sie vielleicht auch die Politiker, die Fußball mögen.

Im Büro von Andrew Katumba sind die Wände weiß, kein Poster, kein Flugblatt als Hinweis auf die Europameisterschaft. Nur ein kleines Foto über dem Lichtschalter. Eine Postkarte mit dem Porträt von Barack Obama. „Sie hängt da schon seit mehr als einem Jahr“, sagt Katumba. Vor einem Jahr war der schwarze Politiker Obama ein Mann ohne Chance, und jetzt ist er wohl bald Präsidentschaftskandidat. Der schwarze Politiker Katumba hatte damals eine Ahnung, dass es gut laufen könnte für Obama, und jetzt fühlt er sich bestätigt. Etwas Bedeutendes passiert gerade in Amerika. Andrew Katumba, 37, ist Regisseur im Hauptberuf, er hat den Blick für Bilder und Symbole und ein Gefühl dafür, Zeichen zu setzen. Wenn in der Schweiz gerade alle ihre Wände mit Postern der Nationalmannschaft vollhängen, ist es sein Statement, dass Obama in seinem Büro die Wand ganz für sich allein hat.

Ein Tritt fürs schwarze Schaf

Andrew Katumbas Vater gehörte in Uganda zu einer Minderheit, die von Idi Amin verfolgt wurde. Die Familie floh in den Siebzigern in die Schweiz, kam nach Zürich, aber in der Minderheit blieb sie auch da. Andrew und sein Zwillingbruder merkten das, wenn die Menschen auf der Straße die Hand nach ihnen ausstreckten, weil sie ihre schwarzen, lockigen Haare streicheln wollten. „Dörf ich dini Chrusle aalangel!“, riefen sie und beugten sich zu ihnen runter. Katumba war Schweizer und fremd zugleich, ein Kind von Ausländern, das in der Schweiz aufwachsen würde. Secondos nennt man sie hier, die zweite Generation. Secondos ist ein Begriff für Einwandererkinder, auf den sich die Gesellschaft geeinigt hat. Manche sagen aber auch Neger. Katumba ist Politiker, ein Politiker ist Wahlkämpfer, einem Wahlkämpfer wird viel hinterhergerufen. Zweimal kandidierte er für den Nationalrat, zweimal wurde er nicht gewählt, auch 2007 nicht, als die rechtsgerichtete SVP diese Plakate geklebt hatte, auf denen drei weiße Schafe ein schwarzes Schaf von der Schweizer Flagge kicken.

Andrew Katumba spürte den Kick. Das schwarze Schaf, das war auch er. Er setzte ein Zeichen. Er trat im Wahlkampf mit echten schwarzen Schafen auf, die er bei einem Züchter geliehen hatte.

Der Rassismus in der Schweiz – oder dessen Grundlage, die Angst vor allem Fremden – war ein großes Thema im Wahlkampf. Der UN-Sonderberichterstatter Doudou Diène sprach viel über



die Schweiz, Andrew Katumba gab dem *Time Magazine* ein Interview, der BBC, dem ORF und vielen anderen. Ein paar Journalisten haben ihn damals auch nach der Fußballmannschaft gefragt, die so multikulturell besetzt sei: Wie könne es dann solche Plakate geben? Aber Katumba hat schon damals gesagt, Fußball habe mit Gesellschaft nicht so viel zu tun. So ähnlich sagt er es auch jetzt in seinem Büro, er trennt Nation von Nationalmannschaft. „Wenn jetzt Secondos mit-spielen, ist das einerseits sehr erfreulich. Aber was bringt das jemandem, der im richtigen Leben keine Lehrstelle findet, weil sein Nachname auf -ic endet?“

Bei der WM 1954 in der Schweiz standen Fußballer im Kader, die Parlier hießen, Eggiman, Flückiger, Kern und Antenen. Vor der EM 2008 in der Schweiz heißen sie Djourou, Behrami, Fernandes, Inler und Nkufo. Die Mannschaftsfotos von früher sehen aus, als hätten sich junge Bergbauern am Mittelkreis aufgestellt. Die von heute ähneln den Bildern der gestrigen Popgruppen aus dem Fernsehen. Blaise Nkufo, der sich kurz vor der EM verletzt hat, ist in Kinshasa geboren, Gelson Fernandes aus den Kapverden, Johan Djourou in der Elfenbeinküste, Gökhan Inlers Eltern kommen aus der Türkei, Valon Behrami ist mit seiner Familie aus dem Kosovo geflohen.

Die Nationalmannschaft – in der Schweiz nennt man sie Nati – erzählt schöne Geschichten aus der einen, globalisierten Welt. Das 2:0 neulich im Vorbereitungsspiel gegen die Slowakei schoss Alexander Frei, geboren in Basel, auf Vorarbeit von Behrami, geboren in Mitrovica, und Johan Vonlanthen, geboren in Santa Marta, Kolumbien. Die Nati bedient das Gefühl der Generation Bionade: Man genießt und tut zugleich etwas für sein Gewissen. Wer Bionade trinkt,

Ein Team, das nicht typisch ist: Gökhan Inler (links unten) spielt für die Schweiz in einer multi-ethnischen Mannschaft. Nicht für alle Eidgenossen ist das so selbstverständlich. Foto: imago

trinkt auch für eine gesunde Umwelt. Wer für die Nati schreit, schreit auch für das Zusammenspiel der Kulturen.

Andrew Katumba hat das Spiel nicht gesehen, aber es hätte ihm sowieso nichts beweisen können. „Die Schweizer trennen in solche Ausländer und solche. Wer etwas mitbringt, Geld oder Talent als Fußballer, ist willkommen. Sehen Sie, Michael Schuhmacher wird von uns ja auch schon als halber Schweizer bezeichnet. Bei dem, der ganz unten ist, der keine Arbeit findet, bei dem sieht es anders aus.“ Er erzählt von Familien, die abgeschoben wurden, obwohl sie in der Schweiz längst Arbeit und Freunde gefunden hatten, und von Menschen, die sich verstecken, aus Angst. Von denen, die *sans papiers* untertauchen, ohne Aufenthaltsgenehmigung. Illegale Menschen, so nennt man die, die keine Versicherungsnummer haben oder irgendeine andere Zahl, die ihnen einen Platz zwischen den anderen zuteilen würde.

Valon Behrami hat eine Nummer, in der Nationalmannschaft trägt er die 19 auf dem Trikot. Zweimal sollten die Behramis abgeschoben werden, aber sie hatten Glück. Valon spielte in dem Dorf im Tessin, in dem sie lebten, Fußball in der Nachwuchsmannschaft, der Sohn des Justizdirektors spielte auch in dieser Mannschaft. Es gab welche, die sich dafür einsetzten, dass die Familie bleiben konnte. Valon Behrami verdankt seine Nummer auch den Beziehungen und seinen Fähigkeiten als Fußballer, die man

erkennen konnte, damals in der Jugendmannschaft. Mit 16 Jahren bekam er den Schweizer Pass mit dem kleinen weißen Kreuz oben rechts, einen Pass, den auf Wahlplakaten schwarze und braune Hände gierig betatschen.

Andrew Katumba freut sich für den Fußballer, aber er denkt an die anderen, die schwarzen Schafe. Er denkt an Gerechtigkeit. Er sagt: „Wenn die Fußballer wenigstens Stellung nehmen würden, wenn es um Ausländerfeindlichkeit geht – das könnte eine Wirkung haben. Aber sie sagen ja nichts.“

Bloß nicht auffallen

In den Katakomben von Udinese Calcio stehen mehrere Sessel mit Schonbezügen, auf die das Clubabzeichen gedruckt ist. Die Bezüge sind schon etwas durchgeschuert. Der Verein, gegründet 1896, hat 1980 den Mitropapokal geholt und einmal in der Liga 7:0 gegen Neapel gewonnen, das war 1957. Wenn Juventus Turin die große alte Dame des italienischen Vereinsfußballs ist, dann ist Udinese Calcio deren schmutzige kleine Schwester. Weil in den Vitriolen außer dem Mitropapokal nicht viel Wertvolles aufbewahrt werden muss, haben sie ein paar Produkte der Sponsoren dazugelegt, silberne glänzende Sägeblätter der Firma Freud zum Beispiel, auf deren Geräte sich Generationen verlassen kann.

Oliver Bierhoff hat eine Zeilang hier gespielt, der Brasilianer Zico, und jetzt spielt Gökhan Inler im Mittelfeld. In seiner ersten Saison wurde er von der *Gazzetta dello Sport* als bester ausländischer Neuzugang ausgezeichnet. In Friuli im Norden reden die Leute weniger als im Rest von Italien, das kommt ihm gelegen. Gökhan Inler, 23, wird von manchen der Schweizer genannt.

Er kommt vom Training, man riecht gleich das Aftershave. Ein freundlicher junger Mann mit Militärschnitt und einer Jeans, die man schon so zerrissen kaufen kann. Inler ist der Secondo im Schweizer Team, dem alle am meisten zutrauen. Er hat einen weiten Weg hinter sich. Sein Vater kam als Schlosser aus der Türkei in die Schweiz, er ist in Olten geboren, zu Hause spricht man türkisch.

Andrew Katumba hatte sich gewünscht, die Fußballer würden sich engagieren und nicht immer nur die Politiker oder manchmal einen Schauspieler reden lassen, wenn es um Ausländerfeindlichkeit geht. Aber um reden zu können, braucht man jemanden, der fragt. Gökhan Inler hat an diesem Tag mehrere Pressetermine, wie es üblich ist bei Fußballprofis. Ihr Agent sammelt die Anfragen und bestellt die ganzen Journalisten gemeinsam an den vereinbarten Ort, damit alles zügig abgewickelt werden kann. Den Menschen hinter dem Fußballer zu entdecken ist schwierig. Gökhan Inler hat sich, wie alle aus der Nati, für eine Porträtsession in Schwarzweiß fotografieren lassen. Er trägt eine Kapuze auf dem Bild, mit der er aussieht wie ein Boxer auf dem Weg in den Ring. Oder wie ein Mann, den eine Tarnkappe schützt.

Das Foto charakterisiert ihn ganz gut. Der erste Reporter kommt von einer Kundenzeitung aus der Schweiz, die von Millionen Menschen gelesen wird, das sagt er jedenfalls. Er sagt Gögi zu Gökhan Inler und hat einen Zettel dabei, auf dem Inlers Gewicht steht, seine Größe, sein Alter. Er will wissen, ob alles korrekt ist. Ist alles korrekt, sagt Inler.

„Zivilstand?“, fragt der Reporter
„Ledig“, sagt Inler.
„Bischt liert, oderr?“

„Ledig“, sagt Inler, dem auch mit Tricks so leicht nicht beizukommen ist.

Nachdem er aufgeklärt hat, dass er sich bei der Nati das Zimmer mit Steve von Bergen teilt und sich leichte Speisen wie Risotto selber zubereiten kann, ist das Gespräch bald beendet. Dem Reporter hat es gefallen, Inler selbst offenbar auch.

Fußballer sind überfordert mit den Rollen, die sie spielen sollen jenseits des Platzes, weil sie gelernt haben, dass der Platz ihre Welt ist. Inler ist ein Aufsteiger, bei seinen Vereinen in der Schweiz hat man sein Talent lange nicht erkannt. Er musste mehr schuffen als die anderen, um nicht länger übersehen zu werden, er ist wie Miroslav Klose, der polnischstämmige Stürmer der deutschen Nationalmannschaft, genauso still und freundlich und unverbindlich. Was man ihm später im Gespräch entlocken kann, zeigt ein Selbstverständnis, das darauf angelegt ist, nicht aufzufallen. Er habe sich langsam entwickelt, sagt er, nie rumgeschrien, nie den Star zugehängen lassen, die Leute hätten ja mitgekriegt, wie hart er arbeiten musste. „Wer abhebt, fällt auch wieder runter, das will ich nicht.“

Sportler haben eine spezielle Sicht auf die Welt, sie nennen das Tunnelblick. Der Tunnelblick erlaubt es, an vielem vorbeizusehen. Die italienische Liga ist kaputt, es gibt Randalen, rassistische Gesänge, der Hitlergruß wird von Fans gezeigt, und Paolo Di Canio, Kapitän von Lazio Rom, hat ihn sogar erwidert.

Das Spiel mit der Angst

Gökhan Inler sagt, er sei kein politischer Mensch, deswegen hat er auch über seine Rückennummer in Udine nie nachgedacht. Er trägt die Nummer 88. Neonazis weltweit begreifen die 88 als Zahlencode, der aufgelöst für HH steht, Heil Hitler. Gökhan Inler sagt, er hätte lieber die 8 gehabt, aber die war schon vergeben, und weil er als Neuling keine Ansprüche stellen konnte, hat er die Doppelacht genommen. Eine andere Option gab es nicht. „Die 8 ist eine schöne Nummer“, sagt er. „Sie passt zu mir.“

Er ist jetzt oft auf Plakaten, zum Beispiel von der *Credit Suisse*. Die Secondos sind gleichberechtigter Teil eines Ganzen auf diesen Bildern, aber es ist eine Symbolik, die für den Fußball gilt, nicht für die Gesellschaft, sagt Andrew Katumba, der die Kraft der Werbung kennt, weil er als Regisseur auch schon Werbespots gemacht hat. Wie der Fußballer Inler die Welt um ihn herum ausblenden kann, blendet die Werbung eine Welt aus, in der der Tessiner Rechtspolitiker Giuliano Bignasca über die Nati sagt: „Einen schokoladenfarbigen Spieler kann man akzeptieren. Drei scheinen entschieden zu viel.“ Oder in der im Internetblog über Nkufo geschrieben wird: „En Afrikaner mit Schwiizer Pass isch leider glich mol kein Schwiizer.“

Bignasca ist ein Zünder, der ständig provoziert, und im Internet wird viel geschrieben. Aber die SVP hat mit ihrer Kampagne Erfolg gehabt. Bei der Wahl 2007 holte sie 62 Sitze, sieben mehr als zuvor. Das Spiel mit der Angst vor dem Fremden gehört zum Programm der stärksten politischen Kraft im Land. Was soll Fußball dagegen ausrichten.

Andrew Katumba weiß nicht viel vom Fußball, und nur da, wo er in die Politik lappet, interessiert er ihn. Aber da enttäuscht er ihn auch. Oder er bestätigt ihn. Er erinnert sich daran, dass es in Frankreich mal ein Multikulti-Team gab, angeführt von Zinedine Zidane, dem in Marseille geborenen Berber. Sie nannten es black-blanc-beur, schwarz-weiß-arabisch. Es war eine schöne Idee, die von den Politikern als gelungene Integration verkauft wurde, bis in den Banlieues Autos brannten, angezündet von Einwandererkindern, die gemerkt hatten, dass sie auch dann keine Arbeit finden, wenn sie im Zidane-Trikot beim Personalchef erscheinen.

Im Gemeinderat sind Karten für die EM verlost worden, Katumba hat eine gekriegt, aber er geht nicht hin. Er setzt ein Zeichen. Das Ticket hat ein Freund bekommen, als Hochzeitseinladung.

Eine Reportage über das deutsche Team folgt in der nächsten Woche.

Exporte zum höchsten Preis

Malawi ist eines der Länder, aus dem westliche Staaten Ärzte und Schwestern abwerben, zurück bleibt eine medizinisch katastrophal unterversorgte Bevölkerung

Von Judith Raupp

Blantyre/Mangochi, im Mai – Am schlimmsten ist für Lovenses Nyirenda der Moment, wenn die Augen zufallen wollen und die Arme schwarz wie Blei werden. Dann weiß die Oberschwester, dass sie den Kampf gegen die Mütigkeit verloren hat, den Kampf gegen den Tod. 50 ist sie, und seit mehr als 20 Jahren arbeitet sie in der Kinderabteilung des Queen Elizabeth Krankenhauses in Blantyre. Hart war der Job im bitterarmen Malawi immer. Aber so hart nie. „Wir sind viel zu wenige Schwestern und Ärzte für immer mehr Patienten“, klagt sie. „Menschen sterben, weil wir uns nicht genug um alle kümmern können.“

Nyirenda sitzt kerzengerade auf dem zerschissenen Bürostuhl. Die hellblaue Schürze und das weiße Spitzenhütchen auf ihrem dichten schwarzen Haar verleihen der kleinen Frau eine trotzig Würde. Sie lässt sich nicht von den reichen Kliniken in den USA, in England oder Südafrika abwerben. Sie bleibt in Malawi. Viele denken anders. Allein nach Großbritannien sind in den vergangenen fünf Jahren 400 Krankenschwestern aus dem englischsprachigen Malawi ausgewandert, weitere nach Südafrika, Australien, Neuseeland, in die USA. In der Heimat arbeiten noch 7000. Die Weltgesundheitsorganisation hat errechnet, dass für 10 000 Malawier nur sechs Krankenschwestern da sind. In Südafrika sind es immerhin 41. Die Hälfte der offenen Stellen können die Kliniken nicht mehr besetzen. Noch dramatischer sieht es bei Ärzten aus. In ganz Malawi sind 260 Mediziner tätig, allein in

Großbritannien arbeiten 800 malawische Ärzte. Für 50 000 Malawier ist statistisch nur ein einziger Arzt zur Stelle.

Malawi mit seinen 13 Millionen Menschen ist nicht das einzige Land der Dritten Welt, dem Industriestaaten Schwestern und Ärzte wegkaufen. Der Exodus trifft das Land im südlichen Afrika laut der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung aber besonders, weil die Einwohnerzahl schnell wächst und Aids verbreitet ist. Jeder siebte Erwachsene trägt das Virus in sich. Fast nirgendwo sterben mehr Kinder und Schwangere, weil die Gesundheitsversorgung so schlecht ist. Die Lebenserwartung ist in den letzten vier Jahrzehnten von 60 auf 40 Jahre gesunken.

Non stop auf Station

Oberschwester Nyirenda betrachtet resigniert den Aktenstapel auf dem Schreibtisch. Sie müsste Dienstpläne schreiben und Medikamente bestellen. Aber daran ist nicht zu denken. Verbände wechseln, Blut abnehmen, Fieber messen, Infusionen anlegen, das ist wichtiger. Auch weil es so wenige Ärzte gibt, müssen die Krankenschwestern mehr arbeiten. Dass sie völlig erschöpft ist, stört sie nicht. Aber das Schicksal der Kinder belastet sie. Besonders deprimierend ist die Regenzeit von November bis Mai. Dann stechen die Mücken und verbreiten Malaria. In den Klinikbetten liegen die Kleinen zu zweit und zu dritt. Obwohl Nyirenda Schlaf dringend bräuchte, arbeitet sie dann rund um die Uhr. Mangels Personal kann die Nachtschicht sonst nicht besetzt werden. Auch die Mütter bleiben in der Klinik, wickeln, füttern und beobachten den

Zustand ihrer Kinder. Viele sind medizinisch nicht geschult, sie merken oft zu spät, dass die Malaria die roten Blutkörperchen aus ihren Kindern saugt und die Kleinen Blutkonserven bräuchten. Ehe Schwester Nyirenda helfen könnte, sind die Kinder schon gestorben.

Für ihre Plackerei erhält die Krankenschwester vom Staat umgerechnet 200 Euro im Monat. Nur weil ihr Mann einen guten Job in einer Glasfabrik hat, kann die Familie mit vier Kindern in Blantyre leben. „Der geringe Lohn und die schlechten Arbeitsbedingungen treiben viele von uns ins Ausland“, sagt Nyirenda.

Dabei hat sie es noch relativ gut in der Stadt. Mary Sambane, 44, arbeitet in einer Gesundheitsstation auf dem Land, nahe Mangochi. Eine staubige Piste führt zum Tor, Stacheldraht umgibt das Steinhaus. Die wenigen Medikamente in der Krankenstation sollen nicht gestohlen werden. An manchen Tagen stehen 200 Patienten Schlange. Einen voll ausgebildeten Arzt gibt es nicht, nur einen Mediziner, dem auf die Schnelle das Wichtigste beigebracht wurde. Sambane hilft ihm, so gut sie kann. Aber manchmal kann sie den Patienten nur mit gutem Zureden beistehen, weil Malaria-Tabletten oder Verbände verbraucht sind. Selbst Handschuhe und Desinfektionsmittel gehen immer wieder aus. Besonders frustriert Sambane, dass es nicht genug Krankenwagen gibt. Sie muss Patienten aus den Dörfern mit dem Fahrradanhänger holen, einem Holzbrett auf zwei Rädern. Sie strampelt dann gegen die Zeit, müht sich auf der Piste, um schnell vorwärts zu kommen. Trotzdem sterben viele Menschen unterwegs

auf der Pritsche. „Können Sie sich vorstellen, was das für ein Gefühl ist?“, fragt sie.

„Wenn ich könnte, würde ich sofort ins Ausland gehen“, sagt sie. Aber sie muss sich um ihre Tochter und vier Waisen kümmern, deren Eltern an Aids gestorben sind. Wer soll den Kindern den *Nsi-ma*, den Maisbrei, kochen, wenn sie geht? Sambane fühlt sich oft verlassen, besonders von den Politikern in der Hauptstadt Lilongwe. Die Regierung müsste mehr Schwestern und Ärzte ausbilden, die Löhne müssten steigen, fordert Sambane.

Chris Kangombe, Gesundheits-Staats-

sekretär, findet das auch. Nur, woher das Geld nehmen? Malawi überlebt nur dank Unterstützung aus dem Ausland, die Entwicklungshilfe steuert fast die Hälfte zum Staatsetat bei. Mit den Gebern hat die Regierung einen Notfallplan verabschiedet. Sie hat mehr Plätze an Medizinischen Schulen geschaffen und die Gehälter für Ärzte und Schwestern um die Hälfte erhöht. Aber da haben Lehrer und Richter protestiert, sie sind auch unterbezahlt und wollen mehr Geld.

Kangombe trägt einen schicken Anzug und lächelt viel. Er versteht, dass seine



„Menschen sterben, weil wir uns nicht genug um sie kümmern können“: Auf 50 000 Einwohner kommt in Malawi nur ein Arzt. Foto: Rosenthal/laif

Landsleute ins Ausland abhauen. „Niemand kann ihnen verbieten, einen anständigen Lohn verdienen zu wollen“, sagt er. In Europa seien die Gehälter zehnmal höher. „Die Leute brauchen das Geld, um ihren Kindern eine Ausbildung zu bezahlen.“ Aber so leicht lässt Malawi seine Mediziner doch nicht ziehen. Mit Südafrika hat es ein Abkommen: Südafrikanische Staatskliniken stellen keine Malawier mehr ein, außer zur Ausbildung.

Und die Regierungen in Europa? Kangombe schaut verlegen, das Lächeln verschwindet für einen Moment. Er weiß, dass in britischen Spitalern Personal fehlt. Er weiß, dass sich die Briten über fleißige, gutausgebildete Ärzte und Schwestern aus Afrika freuen. Und er weiß erst recht, dass die einstige Kolonialmacht viel Geld nach Lilongwe schickt. 100 Millionen Dollar überweisen die Briten Malawis Gesundheitsminister in den nächsten Jahren. „Kompletter Irrsinn“ sei das, sagt dazu ein Diplomat aus dem Westen. Erst steckten die reichen Länder Millionen in die Ausbildung der Malawier. „Und dann entziehen sie dem Land die Fachkräfte wieder. Das ist pervers.“

Oberschwester Nyirenda ist die große Politik fremd. Sie will keinem Vorwürfe machen. Ihren Kolleginnen nicht, die in der Fremde ein besseres Leben erhoffen. Ihrem Land nicht, das kein Geld hat für Löhne und Medikamente. Auch nicht den reichen Staaten, die so schöne Jobs bieten. Nyirenda weiß nur eins: Sie will bleiben und weiterkämpfen, gegen ihre Müdigkeit, gegen ihren Frust, sie sagt: „Was soll denn aus meinem Land werden, wenn alle wegrennen?“